

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 13

Artikel: Auf Cuba

Autor: H.J.R.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

recht, denn der väterliche Zorn hat seine pädagogische Aufgabe zu erfüllen. Aber in seinem stillen Sinn denkt er: Ach, wäre dies etwas Unerhörtes, einzig Dastehendes, dann würden ich und meine Kollegen uns eines recht friedlichen und sorglosen Daseins erfreuen — was jedoch nicht der Fall ist.

Dem Rektor hat der Rat der Mamas einen Tempel errichtet, den man „den Tempel der flehenden Seufzer“ nennen könnte. Der Kult in diesem Tempel ist rein heidnisch und gründet sich auf einen uralten Überglauhen: der Rektor ist allmächtig! Durch einen einfachen Willensakt kann er den ausgewachsensten Lausbuben im Handumdrehen in einen sittenreinen und kennnisreichen Musterknaben verwandeln! Eine solche Allmacht muß verehrt, aber auch bekriftet werden, und der Rektor hat immer einen heißen Kopf, wenn die Mamas zu ihm kommen — denn sie sind nicht auf den Mund gefallen.

Aber man stelle eine von ihnen oder zwei oder gleich ein ganzes Dutzend dem Mächtigen Auge in Augen gegenüber — wie sanft werden da nicht ihre Zungen, wie milde ihre Blicke, wie weiblich und anmutsvoll ihr Wesen! Mag sein, daß eine Mutter, deren Sohn eine schlechte Note im Betragen bekam, nur weil er zufällig ein Tintenfaß auf eine unangenehme Seite im Klassenbuch ausgeschüttet hat — mag sein, daß eine solche Mutter in zornige Worte ausbricht, anstatt flehend zu seufzen. Hat nichts zu bedeuten. Wenn das nächste Semester seinem Ende zugeht, wird ihre weiche Weiblichkeit wieder zu ihrem Rechte kommen, und ihr sonnigstes Lächeln, ihre wärmsten Händedrücke werden keinem anderen zuteil werden als gerade dem Rektor.

Wenn nun ein Mann von solcher formidablen Bedeutung in einen Ballsaal tritt, am Arm ein Mädchen im Träk führend, ein Mädchen, das eben erst schimpflich hinausgeäugt wurde, da muß so manches Hirn aufhören zu funktionieren, oder zumindest in einen unbefriedigenden chaotischen Zustand geraten. Festgewurzelte Vorstellungen wanken. Die nächste Umgebung wird in einen gewissen Nebel gehüllt, man stellt sich die peinliche und zuweilen schwer zu beantwortende Frage: Bin ich verrückt oder du?

(Fortsetzung folgt.)

Auf Cuba.

von einer Bernerin aus Texas.

Zwei Tage schon schaukelte unser Dampfer auf dem mexikanischen Golf, dem kalten Wind, der über Deck strich und den zischenden Wellen als Spielzeug hingegaben. Der ganze Schiffsleib zitterte im Kampf mit den erregten Elementen. Wir Passagiere drückten uns gelb und schwach den geschützten Winkeln nach. Da — Welch' Glück — lösten sich unbestimmte Konturen vom Himmelsgrau ab. Land rückte in die Nähe, sicheres, festes Land. Der Ruf hallte in vielen Sprachen durchs Schiff und wedte alle Lebensgeister wach. Bald wimmelte, trotz der frühen Morgenstunde, das Deck von lachenden, suchenden, fiebernden Menschen. Wir befanden uns im Bereich der Antillen, der sagenumwobenen Inselwelt, die schon lange im Brennpunkt meiner Reisewünsche stand. Vierhundert Jahre wechselndes Geschick sind über Wasser und Land dahingerollt, seitdem Christoph Columbus sein spanisches Schiff auf diese Inselwelt zusteerte. Welch' eine große Erlösung die Nähe von Land für ihn und seine rauhen Gesellen bedeutete, das wurde mir heute bewußt. Die Schiffsreisen sind bequem geworden.

Man lebt auf einem schwimmenden Hotel und hat kaum Muße, sich ein Stündchen im Tag dem Zauber des unendlichen Meeres hinzugeben. Doch das Glücksgefühl, das jeden befällt, wenn er Erde sieht, ist das alte geblieben. — Unsere Entdeckerlust lodierte. Wir wollten sehen und erleben.

Greifbar vor uns lag Cuba, die größte Insel Westindiens. Cuba ist die Abkürzung des ursprünglichen Namens „Cubagua“. Columbus nannte sie zu Ehren des spanischen Prinzen „Juan“, „Juana“. Ein einziger Blick enthüllte uns Cuba als Zauberland der Natur und der stolze Ausruf „Perle der Antillen“ schien uns gerechtfertigt. Unser Boot warf Anker auf hoher See. Schwarmweise schwirrten die kleinen Motorboote heran. Rassige Cubanerführer, mit Glutäugen und Bronzehaut, kreischten in den wildesten Dissonanzen ihre Steuergewandtheit zu uns herauf. Endlich sprangen wir die schwankende Hühnerleiter, die vom Schiff in die Gondeln führte, hinunter, und voll Heizhunger ging's aufs Land los.

Cuba, die in der nördlichen Tropenzone und auf der gleichen geographischen Breite wie die Sahara liegende Insel, besitzt des regen Wechsels von Wasser und Land wegen ein wesentlich anderes Klima als die afrikanische Wüste. Dank der großen Meeresnähe sind die Temperaturschwankungen nicht so extrem wie dort. Der Sommer ist heiß und drückend schwül. Selbst die Nächte spenden keine Kühle. Als Wohltat empfindet man die kurzen, schweren Regen, die fast regelmäßig über Mittag fallen. Der Winter ist Cubas herrliche Zeit. Die Temperatur bewegt sich zwischen 50—58 Fahrenheiten. Da die Insel langgestreckt und schmal sich dem Golf von Mexiko quer vorlagert, haben die Winde ungehinderten Zutritt, und nicht selten brechen die gefürchteten Wirbelstürme zwischen August und Oktober über das Land herein. Der nördliche Teil der Insel ist Flachland. Heute breitet sich dort eine großartige Kulturlandschaft aus. An Mineralschäben arm, besaß Cuba wenig Anziehungskraft für die goldhungerigen Spanier. Erst viel später blühten gewaltige Plantagen auf, die hauptsächlich mit Neger-Slaven betrieben wurden. Diesem späten Erwachen der Insel ist es zuzuschreiben, daß Neger und Mulatten nicht so ungeheuer überwiegen, wie das auf den andern Antilleninseln der Fall sein soll. — Weit offen blieb der Mund und die Augen wurden groß wie Pflugsräder beim Anblick der gewaltigen Zucker- und Kaffeeanlagen, die sich weit und breit ausdehnten. Von den vielgerühmten Tabakfeldern bekam ich nichts zu sehen, um so mehr aber kriegte ich in den nächsten Tagen den pridelnden Rauch der Habanazigarren- und Zigaretten in die Nase.

Und die Früchte! Ein Paradies für alle. Da lacht die Banane in goldgelben Büscheln herab; Ananas, Melone, Grapefruit sind voll, prall, rund und schillern verlobend hell- und dunkelgelb. Wo das Gelände sich in sanften Wellen wiegt, reift die Traube. Das echteste Kind der Tropen, die herrliche Kokospalme, schließt sich zu imposanten Gruppen zusammen und verleiht der Landschaft den tropischen, fremdartigen Reiz. Im Schatten ihrer Fächer gedieht die etwas kleinere Wasserkokospalme. Ihr Wuchs ist nicht edelschlank und hoch wie der der stolzen Schwester, aber ihre Fächerblätter sind nicht weniger mächtig und das Geraune und Rauschen ist geheimnisvoll.

Wie der Bambus sich wiegt und biegt! Wo auch der Blick sich hinwenden mag, stets fesseln ihn Farben exotischer Blumen. Es ist ein Blühen, Glühen und Duften ohne Ende. Freilich lastet auf der ganzen Pflanzenwelt die Schlaffheit der Sommerhitze. Aber nach dem Regen wird alles wieder frisch und lebendig werden. Die Farbensymphonie gewinnt noch an Fülle durch die vielen bunten Vögel und Schmetterlinge, die sich an so viel Überfluss berauschen. Über allem wölbt sich der seidenblaue, selige Himmel und formt so den stimmungsvollen Rahmen zum Bild der Fruchtbarkeit und des Reichtums.

Auf dem Land draußen herrscht der Cubaner, ein brauner, schwarzaariger, kleiner Menschenschlag, der von Bildungshunger und Wissenstrieb noch herzlich wenig verspürt. Seine Sitten und Gebräuche sind traditionell und originell. Alles was Anforderungen an Geist und Körperkraft stellt, schiebt er ruhig beiseite. Die Natur spendet ja mehr als er zum Leben braucht. Sein niedriges Haus verfügt meistens nur über einen Raum. Das Dach wird mit dünnen Palmenblättern gedeckt. Noch heute ist er seinem zweiräderigen Fuhrwerk treu geblieben. Ein magerer, geschundener Klepper führt ihm die Erzeugnisse zum nächsten Marktplatz; er hilft ihm auch das Wasser in seine Kulturen verfrachten. Auf dem Kopf wiegt der Landmann seinen mächtigen Strohhut, der ihm herrlichen Schutz gegen die brennende Sonne gibt. Die Reinlichkeit hat es ihm nicht angetan. Seine Kleider sind buntscheckig. Die bizarrsten Flüde prangen neben uralten, gefransten Löchern. —

Anders sieht es in der Stadt aus.

Hauptstadt von Cuba ist Habana, eine Weltstadt mit Wolkenkratzern, Riesenhotels und Fremdenbüros, wo über 500,000 Einwohner sich zusammenscharen. Das Stadtbild prägt deutlich den Charakter aller südlichen Städte aus. Weite Straßen mit stattlichen Palmenalleen, goldig-gleihende Kuppeln, ein Meer von Kirchtürmen, prunkvolle Anlagen, weiße Marmorbauten mit luftigen Säulengängen stehen im krassen Gegensatz zur Altstadt mit ihren licht- und sonnenlosen gewundenen Gäßchen, wo wir Damen mit Stödelabsäcken unsere via dolorosa erleben.

Da riecht es nach Weihrauch und Priesterröden, der Ultmoderduft steigt aus dem bröckelnden Gemäuer und die Gedanken wandern rückwärts. Voll Sehnsucht stehe ich vor den unzähligen Kleinrämerläden mit vielen werkslosen Krimskram, der früher als „Souvenirs“ mit entzückten Besuchern übers Meer gewandert ist. Heute ist man anspruchsvoller geworden. Das Herz krampft sich schmerhaft zusammen, wenn es sich von den Wunderwerken in Farbe, Größe und Form der spanischen Schals losreissen muss. Königlich müsste ein solcher auch uns stehen. Am lausigsten muteten mich die zierlichen Loggien und Arkaden an, die vornehmlich alte Häuser schmücken. Ich vergaß alles um mich herum und die Stille der alten, verschlafenen Stadt wiegte mich ins Traumland hinüber. Der volle Tenor eines feurigen Trouvatores jubelt und schluchzt sich in einer leidenschaftlichen Liebesweise aus, damit die stolze, schöne Donna droben auf der Loggia ihn erhöre. Im glatten, blau-schwarzen Haar brennt die Rose und der bunte seidene Schal oder die duftige Mantilla schmiegen sich um ihre runden Schultern. Das ist das alte Habana. Das neue Habana ist der Mittelpunkt des gesellschaftlichen, intellektuellen und politischen Lebens der Insel, und neuestens wächst es sich zu einem vielbesuchten, mondänen Sportplatz aus. Das Winter- und Sommercasino genügen dem verwöhntesten Geschmaak und die Nacht-, Golf- und Rennklubs überbieten sich jährlich an luxuriösen Einrichtungen und Anlagen. Habana entwidete sich in kurzer Zeit zum prachtvollen Winterkurort, einem cubanischen Deauville, wo sich der dollarbeschwerde Yankee alljährlich hinüberrettet. Inmitten exotischer Gärten stehen die seltsamsten Villen solcher Geldmagnaten oder es grühen aus ihnen die großen Hotels. Der Reichtum, der der Stadt durch den Fremdenverkehr zufliest, spendet die hohen Summen für gediegene Anlagen und Bauten. Besondere Beachtung verdient der gewaltige



Cubanische Landschaft.

Rai, auf dem vier bis fünf schwere Limousinen zwanglos nebeneinander hinrollen können. Als Wellenbrecher dient das alte Fort, das trozig ins Meer hinausgreift und Nachts irrlichtet der Leuchtturm von ihm herab weit übers Meer hinaus. Seine Größe verdankt Habana auch seiner günstigen Verkehrslage. Es genießt den Ruf eines bedeutenden Handels- und Umschlagsplatzes. Ein Gesicht wendet die Stadt dem Golf und Panamakanal zu, das andere blickt hinüber nach den Staaten. Landschaftlich bilden Florida und Cuba eine Einheit. Die Verkehrsbeziehungen zwischen beiden sind rege. Ein mächtiger Damm führt hinaus zum Meerbad West-Ken. Ueber ihn rollen lange Eisenbahnzüge, die von West-Ken per Ferry weiter nach Habana befördert werden. Modern und sehr beliebt ist der Flugverkehr zwischen Insel und Halbinsel.

Noch heute nach 27jähriger Selbständigkeit wirkt spanischer Geist im Lande weiter. Im Cubaner rollt spanisches Blut, das sich sorglos dem Leben hingibt. Auch hier könnten uns Goethes Verse einfallen:

„Hier ist das Wohlbehagen erblich!
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich,
Sie sind zufrieden und gesund.“ H. J.-R.

Schönheitspflege für jedermann.

Bon Joachim Franken.

Bereits im alten Aegypten hatte man den Wert einer regelmäßigen Körper- und Schönheitspflege erkannt und niemand scheute sich, gewisse Mittel anzuwenden, um vorhandene Schönheit so lange als möglich zu erhalten oder um Schönheitsfehler zu verdecken. Auch in Griechenland und erst recht im alten Rom wußte man die Schönheit zu pflegen und wenn die Gegenwart die Schönheitspflege zum Kult, zum Götzendienst erhebt, so soll man vor diesem Zuviel warnen, ohne aber gleich das Kind dabei mit dem Bade auszuschütten. Jedermann soll sich pflegen, das ist gerade heute, wo es (leider) auf Neuerlichkeiten mehr ankommt als auf das beste Innere, ein überaus wichtiger Grundsatz. Sich dem Gebot der Zeit verschließen wollen heißt: nicht mehr mit der Zeit mitgehen wollen. Und das will, das soll, das darf niemand! Man hat Pflichten gegen sich selbst, gegen seine Nächsten und darum kann